

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 28.

Mittwoch, 3. Februar.

1915.

(5. Fortsetzung.)

Die Ehe des Herrn Terbrügge.

Nachdruck verboten.

Roman von F. Carlsen.

„Und würdest du es ruhig ertragen, wenn du nicht darin wärest in dieser Welt, wenn er sie ohne Rücksicht auf dich aufgebaut hätte?“

„Nieber Freund, das sind Hirngespinnste. Wir sind ein ganz normal organisiertes Ehepaar, ohne Sentimentalität, und daran mußt du dich gewöhnen!“

Der Schatten wich nicht von der blassen Stirn, aber Magda lenkte das Gespräch geschickt auf ein Buch, für das er sich sofort interessierte, und nach Art nervöser Menschen ging er nach kurzer Gegentwehr so in der Debatte auf, daß Stephan und die Mutter sie in der angeregtesten Unterhaltung vorfanden. Seine Augen glänzten, er sah frisch und heiter aus, und die Mutter, die für jeden Augenblick dankbar war, der ihren Lieb-ling seine Leiden vergessen machte, küßte Magda zärtlich auf die Stirn. Über ihren Köpfen begegneten sich die Blicke der beiden Brüder, und ein Lächeln der Befriedigung glitt um den Mund des Jüngeren, als er den Ausdruck in den Zügen des anderen bemerkte.

Stephan und Magda kehrten erst zum Souper ins Hotel zurück.

Am Abend machte Magda Toilette in einem un-
bezwinglichen Bedürfnis, schön zu sein und zu gefallen. Sie legte ein wundervolles weißes Libertyskleid an, wand ein Stirnband mit Reiter in ihr Haar und erregte, als sie in den Speisesaal, der von schönen Frauen aller Nationalitäten erfüllt war, hinunterkam, wahres Aufsehen. Aber sie spähte vergebens nach einem Widerschein ihres Triumphes in den Zügen ihres Mannes. Kühl und teilnahmslos streiften seine Augen über sie hin.

Sie biß sich in die Lippen, aber keinen Augenblick wich das Lächeln aus ihrem Gesicht, sie wollte ihm nicht zeigen, daß seine Gleichgültigkeit ihr weibliches Empfinden verletzte, daß sie im Grunde genommen schwer daran trug, so schnell abgetan zu sein, denn wenn sie ihn auch nicht liebte, welche Frau erträgt es, neben einem Manne einherzugehen, ohne von ihm beachtet zu werden? Magda redete sich ein, daß das der einzige Grund ihrer Verstimmung war.

Am Nebentische hatte ein schlanker, eleganter Herr mit graumeliertem Vollbart Platz genommen, der Terbrügge einen Augenblick lang unschlüssig fixierte, dann mit südlischer Lebendigkeit aufsprang und auf ihn losstürzte.

„Sie, Terbrügge, nicht möglich! Was machen Sie in diesem Sündenest? Darf ich bitten, mich vorzustellen?“

Terbrügge schien die Begegnung nicht sonderlich angenehm zu sein, aber er mußte der Pflicht der Höflichkeit genügen und sagte: „Herr de Brouck — meine Frau!“

Eine Flut von Liebenswürdigkeiten ergoß sich auf Magda, aber sie empfand das nicht störend, denn der Franzose plauderte angenehm, seine Schmeicheleien waren leicht und grazios, und Magda genoß mit großem

Wohlgefühl die ungeheuerste Bewunderung, die den Augen dieses Mannes entströmte. Ehe sie recht wußte, wie es gekommen war, hatte er sie bestimmt, nach dem Souper in seiner Begleitung den Sporting Club aufzusuchen.

Der Sporting Club bildet, schon weil es eine gewisse Schwierigkeit macht, sich dort Aufnahme zu verschaffen, das Dorado der vornehmen Spieler, denen das Zusammensein mit den zweifelhaften Elementen, an denen Monte Carlo so reich ist, und die im Kasino anstandslos zugelassen werden, eine wesentliche Verminderung des Genusses bedeutet. Stephan Terbrügge kannte das alles aus früheren Jahren und war davon angewidert, aber er gestand sich nicht das Recht zu, seiner Frau den Anblick eines der seltsamsten Auswüchse moderner Kultur vorzuenthalten, und so schritten sie nach dem Souper zusammen den Weg hinunter, der am Meer entlang zu dem eleganten kleinen Gebäude führte. Nachdem die notwendigen Formalitäten erledigt waren, was dank Herrn de Brouck sehr schnell ging, betraten sie die Spielfläche.

Das bunte Bild an den Tischen erregte aufs höchste Magdas Staunen. Frauen, mit denen ihre wohlbehütete Jugend sie nie zusammengebracht hatte, drängten sich hier ungeniert an ihre Seite und streuten mit feberglänzenden Augen und zitternden Händen ihre Goldstücke auf das grüne Tuch, Brillanten bligten und aufdringliche Parfüms erfüllten die Luft. Trotz der gespannten Atmosphäre, trotz des einen Gedankens, der hier alle Köpfe erfüllte, konnte eine Erscheinung, wie die Magdas, nicht unbeachtet bleiben. Bewundernde Blicke wagten sich an sie heran, dreiste Reden wurden versucht, aber sie scheiterten an der kühlen Ruhe der jungen Frau, die selbst in diesem heißen Milieu sich instinktmäßig richtig zu bewegen wußte.

Herr de Brouck war an einem der Roulettische stehen geblieben und öffnete seine Brusttasche mit einer nachlässigen Bewegung. Er entnahm ihr einen Tausendfrankenschein und warf ihn auf Rouge. Die Kugel rollte, das „Rien ne va plus“ des Croupiers erklang und dann fiel sie mit Geklapper in eines der Kästchen. „Trois, rouge impair et manque“, verkündete der Croupier.

Herr de Brouck hatte also tausend Franken gewonnen. Er nahm sie nicht auf. Wieder rollte die Kugel, ertönte die traditionelle Phrase, und wieder gewann Rot. Diesmal häuften sich vier Tausendfrankenscheine. Magda sah fasziniert zu, sie fand dieses Spiel sinnlos, es regte sie auf. Herr de Brouck stand mit gekreuzten Armen da, es war, als ginge ihn die Summe dort auf dem grünen Tuche gar nichts an.

Und zum dritten Male nahm die Kugel ihren Lauf. Magda erschien die Wege, die sie nahm, endlos, aber schließlich, nach langem Herumspringen, wurde sie endlich unbeweglich.

„Zehn, noir, pair et manque!“

Unbarbarisch scharfte das rateau des Croupiers die vier Scheine an sich. In de Broucks Gesicht hatte sich keine Miene verändert.

„Wollen wir weiter gehen, gnädige Frau?“ sagte er. „Das war dumm, man soll immer wenigstens den verdoppelten Einsatz zurückziehen, wenn zwei Schläge günstig gefallen sind, dann behält man doch das Hochgefühl einer angenehmen Erregung.“

Terbrügge runzelte die Stirn, als er sah, wie sich de Brouck ohne weiteres seiner Frau auf dem Gange durch die Gemächer anschloß, aber da kein Grund war, den Franzosen zu brüskieren, mußte er schweigen. Zudem war dieser Diplomat und aus sehr angesehener Familie, und aus seiner Spielpassion ließ sich kein Recht herleiten, ihm schroff zu begegnen, denn er besaß die Mittel, sich solche kleine Sensationen zu verschaffen, wenn es ihm beliebte.

De Brouck spielte an diesem Abend nicht mehr, er machte den Cicerone, zeigte der jungen Frau die markantesten Typen der Gesellschaft von Monte Carlo, machte sie auf einige Systemspieler und auf gewisse Eigentümlichkeiten im Gebaren der Leute aufmerksam. Endlich hatte sie genug gesehen und gehört. Sie gab ihrem Manne ein Zeichen mit den Augen, und er, froh, diesem verhassten Milieu zu entinnen, sagte dem Franzosen ein paar kurze, verabschiedende Worte, die ihm die Möglichkeit abschnitten, sie zu begleiten, und verließ mit Magda den Klub.

„Daß uns noch ein bißchen durch die Anlagen gehen, Stephan“, bat Magda. „Ich habe das Gefühl, daß ich reine, gute Luft atmen muß, um jene Atmosphäre aus meinen Lungen zu entfernen. Denn so bunt und lochend das Bild war, es erscheint mir wie die Vorhölle. Welch entstellte Gesichter, was für Frauen!“

Terbrügge blieb stehen und sah ihr ins Gesicht.

„Wie seltsam! Ich hatte den Eindruck, daß dich der Anblick fesselte und de Broucks Gespräch interessierte!“

„Anfangs gewiß“, sagte Magda nachdenklich, „aber menschliche Leidenschaften darf man nicht lange in der Nähe sehen, sie geben immer eine Karikatur der tatsächlichen Persönlichkeit. Auch die Ruhe de Broucks, als er das viele Geld verlor, war gemacht, ich sah, wie seine Hände zitterten, und von dem Augenblicke an, wo ich erkannte, welch häßlicher Ernst hinter all diesem Spiel stand, widerte mich der Anblick an und ich hatte nur einen Gedanken: Hinaus! Wir wollen nicht mehr dahin gehen, Stephan! Laß uns lieber die Natur genießen, die so einzig schön ist und an der die Menschen hier blind vorübergehen.“

„Wie du willst“, sagte Terbrügge gelassen, „aber ich zweifle, daß dir das auf die Dauer genügen wird. Ich glaube, du unterschätzt deine Anspruchslosigkeit, du wirst dich bald tödlich langweilen.“

„Da irrst du dich. Und du vergißt, daß ich einen Freund hier habe . . . Fred!“

Von diesem Tage an betrat Magda den Spielsaal nicht mehr. Am Vormittag, wenn Stephan seine Post erledigte, ging sie auf die Terrasse und freute sich an dem farbenprächtigen Gesellschaftsbild, denn selbst die leidenschaftlichsten Spieler scheuten sich, den Spielsaal vor zwölf Uhr zu betreten, und so war hier in den Vormittagsstunden eine kleine Toiletenschau, die Magda mit ihrem angeborenen Geschmack und ihren ästhetischen Neigungen sehr interessierte.

Schon am ersten Morgen gefellte sich de Brouck zu ihr, und es gelang ihm schnell, den ungünstigen Eindruck zu verwischen, den er ihr zuletzt im Spielsaal gemacht. Er plauderte geistvoll und anregend und vermied jede Bemerkung über das Spiel in Magdas Gegenwart, da er mit dem untrüglichen Instinkt des Weltmanns herausgefunden hatte, daß sie das Thema abtief. Auch seine Galanterie bewegte sich in angemessenen Bahnen, kein starkes Kompliment, kein zweideutiger Scherz entfloß ihm, er versuchte die schöne

junge Frau, die so anders war als die Frauen, denen man zumeist an der Riviera begegnet, auf eine Weise zu gewinnen, die ihrer Natur angepaßt war. Und seine Taktik hatte insofern Erfolg, als Magda Gefallen an seiner Unterhaltung fand, da sie nicht durchschaute, daß hinter der Freundschaftsmaske nichts anderes steckte, als verborgenes Verlangen. —

Um zwölf Uhr holte Terbrügge Magda von der Terrasse ab, und während de Brouck ins Kasino ging, kehrten sie ins Hotel zurück, um den Lunch einzunehmen.

Terbrügge behandelte auch weiterhin Magda mit ausgefuchter Höflichkeit, er ließ es an keiner Rücksicht fehlen, und doch erschaute die junge Frau, wenn ihr Blick auf die scharfen Züge fiel, die noch härter ausfielen, seit der letzten schicksalsschweren Unterredung. Sie wußte, daß sie ihn beleidigt, und hätte oft gern eingelenkt, aber er türmte eine Mauer der Zurückhaltung um sich auf, und das verwöhnte Kind des Glücks fand nicht den Mut, sich einer Zurückweisung auszusetzen.

So schlichen ihr die Tage trotz aller Schönheit, die sie hier umgab, unerträglich dahin. Die einzigen Lichtblicke bildeten noch die Besuche in Beaulieu. Aber auch dort waren nach einer kurzen Besserung in Freds Befinden wieder trübe Zeiten gekommen, und wenn Fred litt, wollte er weder Bruder noch Schwägerin sehen. Niemand durfte Zeuge seiner Qualen sein als die Mutter, die, schmerzestarrt, aber doch vollkommen beherrscht, den Liebling nur durch die Macht ihrer Persönlichkeit stützen konnte.

An solchen Tagen empfand Magda oft das Bedürfnis, ihrem Mann durch ein Wort, durch einen Händedruck zu zeigen, daß sie mit ihm fühlte, aber sein Blick war die mächtigste Abwehr jeder Annäherung, und der Wunsch erstarb im Werden.

(Fortsetzung folgt.)

Wie Wildenbruch zum vaterländischen Dichter wurde.

(Zum 70. Geburtstag, 3. Februar.)

„Ich bin zur Welt gekommen am 3. Februar 1845 zu Weirut in Syrien und geboren worden am 3. Juli 1866 bei Königgrätz in Böhmen. An jenem Tage kam mir die Meinung, daß ich ein Lebewesen, an diesem das Bewußtsein, daß ich ein Angehöriger eines großen Volkes sei.“ In diesem Anfang einer nicht lange vor seinem Tode geschriebenen Selbstbiographie spricht es Wildenbruch mit voller Deutlichkeit aus, daß die große Zeit der deutschen Einigungskriege ihn erst im eigentlichen Sinne zum bewußten Menschen und damit zum Dichter hat werden lassen. Jedenfalls waren es die gewaltigen Ergebnisse der Kriege von 1866 und 1870, die in ihm den Gedanken reiften, seine Dichtung in den Dienst der vaterländischen Idee zu stellen, der begeistertste Sänger deutscher Siege und deutschen Wesens, der getreue Eckart seines Volkes zu werden, als der er gerade jetzt in so hellem Glanze vor unserm Bewußtsein steht. Dieses Werden und Wachsen des jungen Wildenbruch zum vaterländischen Dichter können wir jetzt genau verfolgen an der Hand der großen Wildenbruch-Biographie von Berthold Bizmann, deren erster Band vor kurzem erschienen ist. Mit Homer und Horaz im Koffer überschritt am 18. Juni 1866 der junge Leutnant, der mitten aus dem Studium zum Abiturientenexamen herausgerissen war, mit seinem Gardelandwehr-Regiment die sächsische Grenze. Kriegerische Vorbeeren zu pflücken, war ihm nicht beschieden. Er hörte nur das Feuer der kämpfenden Truppen, die bei Hühnerwasser und Münchengrätz unmittelbar vor ihm die Schlacht lieferten, und auch bei Königgrätz langte seine Division erst am Abend auf dem Schlachtfeld an. „Es war ein wunderbarer Eindruck“, erzählt er, „als die Kolonne aus Rechanz debouchierte und plötzlich das ganze Schlachtfeld mit unzähligen Lagerfeuern offen lag.“ 1870 trägt er wieder den Rock des Königs und verläßt diesmal die Vorbereitungen zum Referendarenexamen. Aufs Heffte ergreift ihn die heilige

Blut jener Julitage, in denen sich das deutsche Volk wie ein Mann erhob, und in dem Siegesjubel am Abend der Schlacht von Wörth entringt sich ihm sein erstes vaterländisches Gedicht „An Preußens Adler“. Die tödliche Wunde, die sein liebster Freund, Graf Wolf Yorck von Wartenburg, bei St. Privat empfängt, bringt ihm des Krieges grausam erhabenes Walten schmerzhaft nahe.

„Halte es nicht für Spott“, schreibt er am 25. August dem mit dem Tode ringenden Freunde, daß ich Dir Deine Schmerzen beweide; denn so fürs Vaterland darniederzuliegen ist das Höchste, was der Mensch erreichen kann. Welch eine Empfindung, Leurer, wenn Du einst sprechen kannst, mit meinem Blute habe ich den Grundstein fitten geholfen, auf dem sich Deutschlands Ehren erheben.“ Ihm selbst war es auch damals nicht beschieden, dem Vaterland den höchsten Dienst zu leisten; er mußte Freiwillige ausbilden und seine alten „Ereuzier- und Tirailleurkustüde“ üben. Nur einmal kam er als Führer eines Ersatztransportes auf kurze Zeit nach Frankreich hinein. Aber während die Waffen tatlos in seiner Hand ruhten, begann es im Herzen mächtig zu arbeiten. Als das Deutsche Reich in Versailles geboren wurde, da brach aus seiner Seele, in der sich bisher nur unklare und unfertige dichterische Ahnungen geregt hatten, ein ganz neuer gewaltiger Ton; ein chaotischer Wirrwarr dröhnender Worte und pathetischer Bilder brauste in dem Gedicht „Deutschlands Jubellied“ hervor. „Das war wie der Ausbruch eines Vulkans“, schildert eine bekannte Dame sein damaliges Wesen. Sein aufgewühltes Innere entlud sich in einer erhöhten Kriegspoese, und aus diesem Sturm der Gefühle wurde der vaterländische Dichter in ihm geboren. Als er nach dem Kriege als Referendar in dem stillen Frankfurt an der Oder eine für seine Entwicklung entscheidende Zeit von 6 Jahren verbrachte, vollzog sich ein Klärungs- und Läuterungsprozeß, der ihn Vaterland und Volk als höchsten und einzigen Inhalt seines Schaffens erkennen ließ. Aus der Stimmung des deutsch-französischen Krieges ist im Winter 1871 als „das erste Zeugnis seiner neuen Persönlichkeit“ die Dichtung „Die Söhne der Sibyllen und Nornen“ entstanden, ein noch jugendlich unausgeglichenes, aber großangelegtes Werk, in dem die Kämpfe und Kulturarbeit der Germanen und Romanen durch das Mittelalter verfolgt werden bis zu den Tagen, da Deutschland und Frankreich im großen Kampf sich messen und der Franke unterliegt. Einen bedeutenden Schritt weiter auf dem neuen Wege war das im Frühling und Sommer 1873 entstandene Heldenlied „Bionville“, in dem ein Stück jünster Vergangenheit mit prächtiger Leidenschaft zum Kunstwerk gestaltet wurde. Das „Heldenlied“, das er als sein eigener Rapfode vortrug, brachte ihm den ersten Ruhm und machte seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt. Er durfte es auch dem Kaiser vorlesen und war durch dessen Beifall tief gerührt. „Zweimal reichte er mir seine Hand, und mir war zumute, als wäre ich nun erst geadelt worden. Das zweite Mal geschah es, als er hinausging. Er drehte sich herum und dankte mir für das Gedicht. Ich packte zu, jedenfalls ganz gegen die Etikette, und drückte tüchtig drauf los, denn, dachte ich, das wird wohl nicht wieder vorkommen, daß du dem Steuer von Sedan die Hand drückst.“ Sein zweites Heldenlied „Sedan“ hatte weniger äußeren Erfolg, geizte aber sehr Reifen und Kritiker als patriotischer Dichter. Damals hatte er bereits die hohe Aufgabe in Angriff genommen, „dem politisch geeinten und reif gewordenen Deutschland ein politisch-historisches Drama zu schaffen.“ Wir alle wissen, wie ihm dies gelungen, und gedenken in Verehrung dieses teuren Geisteskämpfers, der bescheiden von sich gesagt hat: „Ich will nichts weiter sein als der Mann, der sich den eigenen Ruhm zuschreibt, daß er mitten in das Dunkel hineingestürzt ist und dem deutschen Volke zugerufen hat: mir nach, hinter dem Dunkel kommt der Tag!“



Aus der Kriegszeit.

Soldatenbank. (Originalbrief.) St. Maurice den 24. 1. 1915. Teile ihn mit das ich Liebes Päckchen erhalten habe sage ihn darüber meinen herzlichsten Dank. Es ist mir jedes Stück sehr Willkommen

gewesen der Tabak ist sehr gut auch die Cigaren und das Feuerzeug kann ich hier sehr gut brauchen die kleine Büchse mit den Süßigkeiten mit dem Eisernkreuz packte so recht vühr mich. Ich kann Er Hochwohlgeboren mitteilen das ich das Kreuz von Eisen seit dem 20. Nov. 1914 Trage es ist mir vühr mehrfach tapferes Verhalten vor dem Feinde verliehen worden und der Herr Rittmeister hat es mir Persönlich angesteckt. Ich bin im übrigen mit allem zufrieden an Familien Angelegenheiten darf man hier nicht denken Mitt Gott vühr König und Vaterland geht über alles wieer wollen aushalten bis wieer einen durchgreifenden Frieden erkämpft haben. Der Geist in dem Deutschen Herre ist bis jetzt sehr gut das wahr bei der großen Ofenstue welche die Franzosen zu Weinachten unternommen haben zu sehen bei den fürchtbaren Verlusten welche sie hatten haben sie nicht 1 m. an Terrain gewonnen sondern verloren es geht jetzt zwar langsam aber doch stetig vorwärtz vor werden nicht früher rasten als bis Frankreich am Boden liegt. Gnädige Frau sie leben in Hoffnung und wieer werden aushalten und zwar so Gott will bis zum Schuß.

(Originalbrief.) — — — d. 25. 1. 15. Geehrtes Fräulein! Am 23. d. M. kam ich in Besitz Ihrer Päckchen, worüber ich mir sehr freute und Ihnen herzlich danke. Auch die Zeitungen habe erhalten. Ein sehr bewährter Artikel für uns sind die Kerzen — müssen wir doch oft abends im Dunkeln sitzen und morgens im Dunkeln die Pferde besorgen. Wir teilten die Kerzen unter uns und jeder war hocherfreut darüber. Auch der Inhalt des Fläschchens bekam uns gut — allein etwas zu vergehen gibt es hier nicht, es wird immer kameradschaftlich geteilt — und so teilen wir Freud und Leid bei den traurigen Zeiten. Unsere armen Pferde freuten sich auch auf den Futter — diese sind am meisten zu beklagen — müssen sie doch oft den ganzen Tag ohne Futter und Wasser die schwersten Märsche machen — und nachts finden wir nicht immer ein Obdach für sie — da hier ganze Ortschaften in Trümmer liegen, so bleibt uns oft nichts übrig, als sie im Freien stehen zu lassen. Wir haben großes Mitleid mit ihnen und sorgen für sie, so gut es uns möglich. Uns geht es so weit noch gut, nur haben wir unter dem schlechten Wetter sehr zu leiden — es regnet nun schon wochenlang jeden Tag nur einmal, — wie wir da raussehen, werde ich Ihnen kaum zu schildern brauchen. Gelegenheit, unsere Kleider zu trodnen, haben wir seltem. Dies alles tragen wir mit der größten Geduld, befeelt mit der Hoffnung, daß wir die Wände bald endgültig besetzt haben. Indem ich nochmals meinen herzlichsten Dank ausspreche, verbleibe ich unter freundlichen Grüßen Ihr ergebener G. L.“ Danach folgt eine Anzahl Unterschriften Wiesbadener und Rheingauer Kameraden, die alle so glücklich über den Empfang der Kerzen waren.

Entwisch! Ein interessantes und Kühnes Kriegsabenteuer erzählt Ernst Rudolf in der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“. Er war mit seinem Auto in pfechtmärzger Nacht durch einen Wald gefahren, hatte sich zu weit vor die deutsche Front gewagt und wurde nun plötzlich von einer französischen Patrouille umringt, die ihn und seinen Chauffeur gefangen nahm. Man brachte die beiden in ihrem Wagen nach einem stattlichen Gutshause in der Nähe, in dessen Hof sich schon etwa 20 Autos befanden. Nach kurzem Verhör wurden die beiden Gefangenen in ein ganz behagliches Zimmer geführt und konnten nun über ihre Lage in Ruhe nachdenken. Die Generalstabskarte war ihnen durch einen Zufall bei der Durchsichtung nicht abgenommen worden, und so konnten sie feststellen, daß die deutschen Schützengraben nicht mehr als 10 bis 12 Kilometer entfernt waren. Schlaflos durchwachten sie die Nacht. Da hörte Rudolf gegen 4 Uhr morgens im Hof eine Unterhaltung, daß gegen 5 Uhr ein paar Wagen mit französischen Offizieren nach G. fahren sollten. „Wie ein Blitz durchfuhr es mein Gehirn: sollte man da nicht auskniffen können?“ erzählt Rudolf. Schnell die Karte her, die Taschenlampe. Nach einigem Suchen finde ich G. Um dorthin zu gelangen, muß man den gleichen Weg einschlagen, den wir gestern kamen, bis fast zu der Stelle, wo man uns gefangen. Noch ein paar Minuten überlege ich. Es ist ein sehr gewagtes Spiel, wenn ich es versuche. Aber Gott verläßt die Deutschen nicht! „N., wollen wir auskniffen?“ „Ja, wenn's ginge, schon, aber 's geht nicht; und der Wagen

is sowieso hin." „Nein, wir jagten mit unserm Wagen." Der biedere Chauffeur sagt gar nichts mehr, hält mich aber scheinbar nicht für ganz normal. „F., passen Sie mal auf. Unten steht unser Benz. Wenn um 5 Uhr mehrere Wagen wegfahren, fällt es gar nicht auf, wenn unsrer dabei ist. Wer weiß es denn, daß das ein gefangener Wagen ist; die beiden Posten, die gestern Abend hier standen, sind nun längst abgelöst. Die Wagen sollen nach G., müssen also nahe an den Weg heran, den wir gestern Nacht verfehlt haben. Wenn wir als letzte fahren, können wir uns vielleicht drücken." „Na, mir soll's recht sein, ich mache mit; mehr wie totgeschossen wer'n kann mer nich." Wir verfolgen nun aufmerkzaam die Vorgänge unten im Hofe. Vier Wagen sind fertig zur Abfahrt; sie stehen nicht beisammen, sondern verteilt, ein Umstand, der für uns günstig ist. Halb fünf Uhr ist vorbei, wir müssen handeln. Leise schwingen wir uns zum Fenster hinaus auf das Staket, das ungefähr einen halben Meter von der Mauer entfernt ist, und steigen hinab. Unbemerkt langten wir unten an und warten hinter dem breitstämmigen Obstbaum. Noch zehn Minuten vergehen, da haben Offiziere und begaben sich zu den bereitstehenden Wagen, deren Scheinwerfer blendendes Licht verbreiten. Jetzt ist unsere Zeit gekommen. Klapsenden Herzens gehen wir frank und frei hinter den Wagen herum, wo es dunkel ist. Niemand kümmert sich um uns, da alles beschäftigt ist, den Offizieren zu helfen. Mein Fahrer setzt sich an das Steuerrad, ich werfe den Motor an, der gehoramt anbrummt, und setze mich dann neben meinen Fahrer. Die Scheinwerfer haben wir nicht angezündet, um nicht erkannt zu werden. Wir warten. Stunden dünken uns die paar Minuten, bis endlich die Autos sich in Bewegung setzen. Zwei, drei Wagen verlassen das breite Postor, da schalten wir die elektrischen Laternen ein und fahren los. Nicht hinter dem vierten französischen Wagen biegen wir durch das Tor hinaus auf die Straße — der erste Teil unserer Flucht ist gesüßlich! In flottem Tempo ziehen vorn die Franzosen los. Aufmerksam verleihe ich die Karte. Bald müssen die Franzosen rechts ab, wir aber zunächst geradeaus und wäter halblinks. Und richtig, schon sehen wir die Dichter des ersten Wagens nach rechts zu den Weg verlassen, die drei andern folgen, während wir entschlossen geradeaus steuern. Ein kurzes Stück weiter sehen französische Soldaten. Sie hatten wohl schon von ferne die Dichter der Wagen gesehen und hielten uns natürlich für Franzosen. Wir sausen glatt vorbei. . . . So jagen wir mit sechzig Kilometer durch die Dämmerung. Sind wir noch nicht bald an den deutschen Linien? „Halblinks!" rufe ich, als ich einen breiteren Weg den unseren kreuzen sehe. Wir biegen herum — und im gleichen Augenblick wirren dunkle Gestalten aus den Straßengraben, die Gewehre schußbereit. Vorbei, denke ich, die Flucht ist mißglückt, während mein Fahrer mit wildem Fluche den Wagen zum Stehen bringt. „Hände hoch!" ruft's uns entgegen, und „Deutsche!" antworte ich, so laut ich kann. Da springen sie herbei, die grauen Vurschen, mächtige Gardemänner. Wie haunen sie, als sie in uns Landsleute erkennen! Nachdem der Sachverhalt aufgeklärt war, hat man viel gelacht über diese lähne wohlgelungene Flucht.

Der Krieg und der Wald. Die besonderen Schwierigkeiten des Krieges in den Argonnen, auf die die Berichte aus dem Großen Hauptquartier des östlichen hingewiesen haben, lenken die Aufmerksamkeit auf die eigenartige Rolle, die der Wald überhaupt im Kriege spielt. Haben doch die Argonnen auch sonst schon ein wichtiges Element in der Kriegsgeschichte gebildet. 1792 hinderten diese „französischen Thermophen", wie man sie genannt hat, die Preußen am Vordringen, und die Franzosen konnten sich hier vortrefflich verteidigen. 1870 aber dienten die Argonnen den Deutschen dazu, um ihre strategischen Operationen zu verheimlichen, bevor der Hauptschlag von Sedan geführt wurde. An diesem Beispiel erläutert Samuel L. Dana den hervorragenden Anteil, den er dem Wald in der Strategie zuschreibt, und erörtert dann in dem „American Forestry Magazine" in interessanter Weise das Schicksal der Forsten im Kriege. Die französische Regierung hat die Wälder als ein Mittel der Landesverteidigung schon in dem Forstreglement von 1829 erkannt, durch das bestimmt wurde, daß Privatbesitzer von Wäldern von den Behörden gezwungen werden können, Maßnahmen militärischer Art auf ihrem Boden zu gestatten. Ein Wald ist ein entscheidender Vorteil für dasjenige Heer, das in seinem Besitz ist, und ein

schweres Hindernis für das Vordringen der Armee, die um ihn erst kämpfen muß. Im Elsaß war nach den Berichten von Augenzügen als erste Maßnahme der Militärbehörden die Verbarrilladierung aller Waldwege angeordnet, und damit war dem feindlichen Vordringen ein schweres Hemmnis bereitet. In den Argonnen wieder boten die dichten Wälder den Franzosen einen hervorragenden Schutz gegen das deutsche Feuer und zugleich die Möglichkeit, selbst mit verhältnismäßiger Sicherheit schießen zu können. Der Wert eines bewaldeten Gebiets zum Verbergen von Befestigungsanlagen ist außerordentlich groß. So meldet z. B. ein Kriegsberichtersteller, der das deutsche Heer begleitet, daß die Befestigungen um Metz so geschickt durch Waldungen verborgen wären, daß sie auch ein geübtes Auge gar nicht bemerken könnte. Waldiges Terrain ist auch während eines Kampfes für das Instellungbringen der Batterien von Vorteil, denn die Kanonen werden hinter dem dichten Gezweig von Bäumen wie hinter einer Schutzwand aufgestellt; ja, die Geschütze, Munitionswagen und Zelte werden durch abgeschchnittene Zweige verkleidet und verborgen, und auch darin haben es nach allen Zeugnissen die Deutschen zu hoher Vollendung gebracht. Gegen die Erkundung durch Flieger kann man sich überhaupt nur auf die Weise schützen, daß dichtes Buschwerk benutzt wird oder künstlich mit Bäumen und Zweigen ein Wald arrangiert ist. So erwächst den Wäldern in dem neuen Kriege ein ganz neues Amt: die Baummassen vermögen die Stellungen und die Paß der Truppen der Wachsamkeit der feindlichen Flieger zu entziehen. Während der Flieger im offenen Felde mit ziemlicher Genauigkeit die Stärke und Bewegungen der feindlichen Kräfte anzugeben vermag, ist ihm dies bei einer durch Wälder gedeckten Nacht unmöglich. Andererseits bietet das Waldterrain Leuten, die an die Ausnützung der Vorteile des Waldes gewöhnt sind, eine vortreffliche Gelegenheit zum Heranschleichen und zu wirksamem Kundschafterdienst. Der Kriegsschauplatz im nordöstlichen Frankreich ist auf weite Strecken hin mit Wald bedeckt. In dem ungefähren Rechteck vom Nordosten der Seine bis zum Nordwesten der Oise ist das Land ganz flach und meistens dem Ackerbau eingeräumt. Im Süden der Oise und der Aisne wird das Terrain welliger mit niederen Hügeln, und hier sind die Felder bereits hier und da von Wäldern und Stüden Baumland unterbrochen. Weiter nach Süden und Osten an der Maas und in den Vogesen wird das Terrain immer zerrissener, und die Wälder nehmen mehr und mehr zu. Der amerikanische Forstfachmann glaubt, daß die Deutschen wegen dieser topographischen Verhältnisse und besonders wegen der dichten Wälder einen Einmarsch in Frankreich durch Belgien für unbedingt notwendig halten mußten, daß der rasche Vormarsch der Deutschen nur in einem waldlosen flachen Gebiet möglich war. Bietet der Wald für den Krieg große Vorteile, so verursacht andererseits der Krieg dem Wald großen Schaden. Viele Bäume werden umgehauen für Konstruktionen aller Art und als Heizmaterial; große Pflanzungen werden geschaffen, um dem Artilleriefeuer freie Bahn zu gewähren, und der Regen von Geschossen zersplittert unzählige Stämme und Bäume. Besonders gefährlich sind die Waldbrände, die sich im Kriege nicht vermeiden lassen, die auch direkt als Kriegsmittel herborgerufen werden. So wird berichtet, daß die Engländer den berühmten Wald von Compiègne in Brand setzten, um die Deutschen daraus zu vertreiben. Lebensfalls läßt sich schon jetzt mit Sicherheit behaupten, daß der in den französischen Wäldern durch den Krieg angerichtete Schaden sehr viel größer sein wird als im deutsch-französischen Kriege. Frankreich wird lange brauchen, bevor es sich von der Verwüstung seiner schönen Wälder erholt.

Wir Soldaten im Felde!

Ich, wie zogen wir schmutz und feim
Über die Weichsel, über den Rhein!
Und wie sehen wir heute aus
Nach so manchem blutigen Strauß! —
Fürchten könnte man sich fürwahr
Vor der ungewaschenen Schar:
Stuppig, struppig von Fuß bis zu Kopf,
Eingestaubt bis zum letzten Knopf.
Und unsres Freundes vertrautes Gesicht
Kennt man vor Bartgestoppel nicht.
Über die Augen — Gott sei Dank,
Die sind alle noch blühsant!